

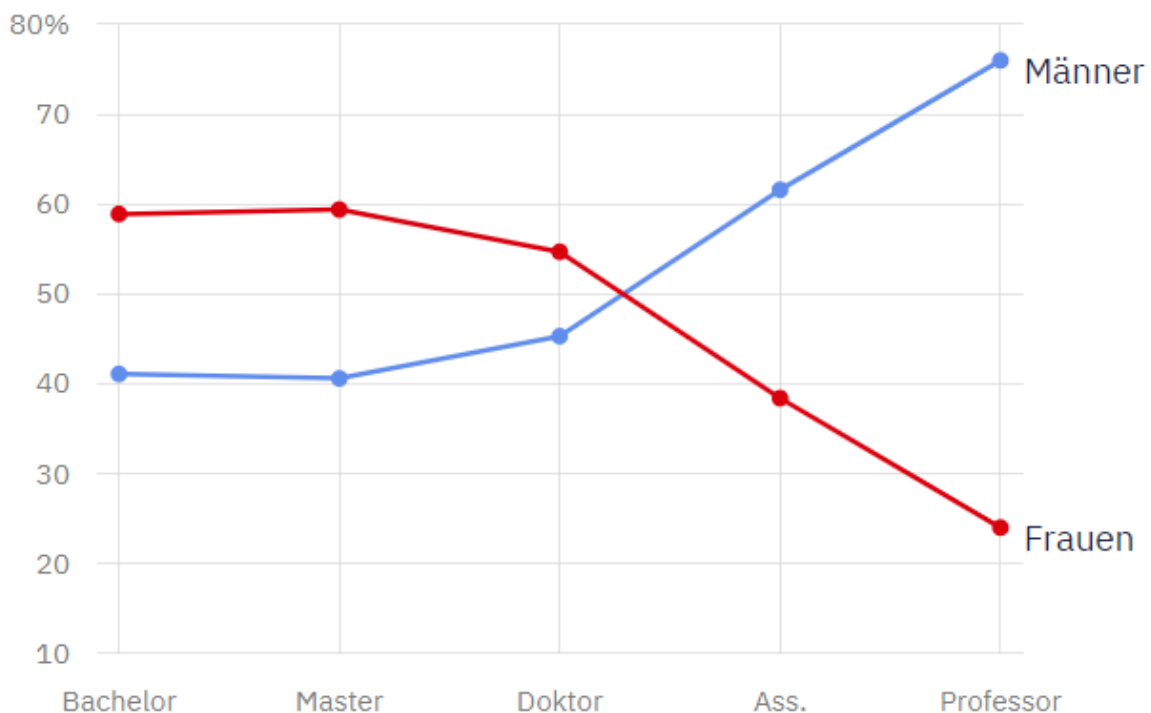
Die meisten Studentinnen wollen lieber einen erfolgreichen Mann als selber Karriere machen

Zwei renommierte Forscherinnen haben 10'000 Studierende über ihre Ansichten zu Karriere, Familie, Partnerschaft und Diskriminierung befragt. Das Resultat verblüfft – und könnte die Debatte um die Gleichstellung verändern.

Als sie das Ergebnis gesehen habe, habe sie das «schlichtweg umgehauen», sagt Wirtschaftsprofessorin Margit Osterloh. Gemeinsam mit der Soziologin Katja Rost hatte sie von der Universität Zürich den Auftrag erhalten, zu untersuchen, weshalb Frauen in akademischen Spitzenpositionen stark untervertreten sind. In Zürich zum Beispiel sind mittlerweile fast 60 Prozent der Studierenden Frauen, der Anteil weiblicher Professoren liegt aber nur bei 24 Prozent. Dieses Phänomen ist nicht auf die Schweiz beschränkt, sondern in ganz Europa zu beobachten.

Karriere machen die Männer

Verteilung der Geschlechter nach Stufe an der Universität Zürich, 2021



Grafik: rb; Quelle: UZH; [Daten herunterladen](#)

Dass der Frauenanteil mit jeder Hierarchiestufe abnimmt, wird im Fachjargon als «Leaky pipeline» bezeichnet, tröpfelnde Leitung. Um die Ursache dafür zu ergründen, führte das Team um Osterloh und Rost – die ehemalige und die aktuelle Präsidentin der Uni-Gleichstellungskommission – eine gross angelegte Umfrage an der ETH und der Uni Zürich durch, den zwei grössten Universitäten der Schweiz. Knapp 10'000 Personen nahmen daran teil.

Das Resultat widerspricht allem, was man in einem progressiven Umfeld wie der Universität erwarten würde:

1. Der wichtigste Grund für die tröpfelnde Leitung sind nicht etwa Diskriminierung oder erschwerte Bedingungen für Mütter, wie oft gesagt wird, sondern dass viele Studentinnen keine oder nur geringe Karriereambitionen haben.
2. Ihr Familienbild ist nach wie vor eher konservativ geprägt: Tendenziell bevorzugen sie einen Partner, der älter und erfolgreicher ist als sie.
3. Wenn Kinder da sind, wollen sie Teilzeit arbeiten, der Mann soll Vollzeit für das Haupteinkommen sorgen.

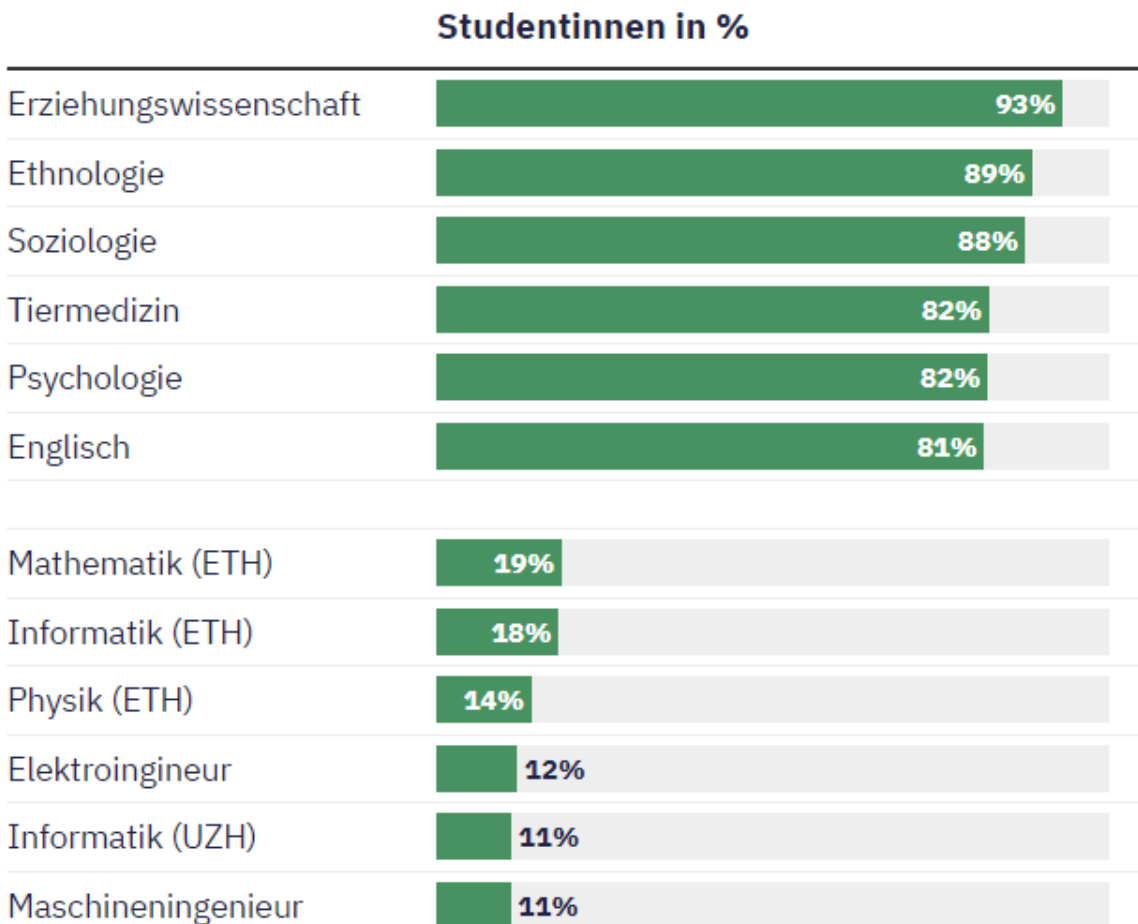
Die Ergebnisse im Detail:

Frauen und Männer haben sehr unterschiedliche Interessen

Trotz allerlei Massnahmen, um Geschlechtergräben zu überwinden, sind die Präferenzen bei der Studienwahl nach wie vor sehr unterschiedlich: Frauen entscheiden sich eher für Bereiche, die mit Menschen und Tieren zu tun haben (zum Beispiel Psychologie, Tiermedizin, Soziologie, Erziehungswissenschaft), Männer sind der Technik und den Zahlen zugeneigt (Physik, Informatik, Ingenieur). Diese Separierung hat in den letzten Jahren zum Teil sogar zugenommen. Man spricht dabei vom «Gleichstellungs-Paradoxon»: Je gleichberechtigter eine Gesellschaft – also je weniger die Studienwahl von ökonomischen oder familiären Zwängen abhängt –, desto grösser die Geschlechterdifferenz.

Präferenzen gehen weit auseinander

Frauenanteil an der ETH und der Uni Zürich in besonders stark männlich und weiblich dominierten Fächern, 2020



Studierende beim Bachelor-Abschluss

Tabelle: rb; Quelle: Osterloh/Rost; [Daten herunterladen](#)

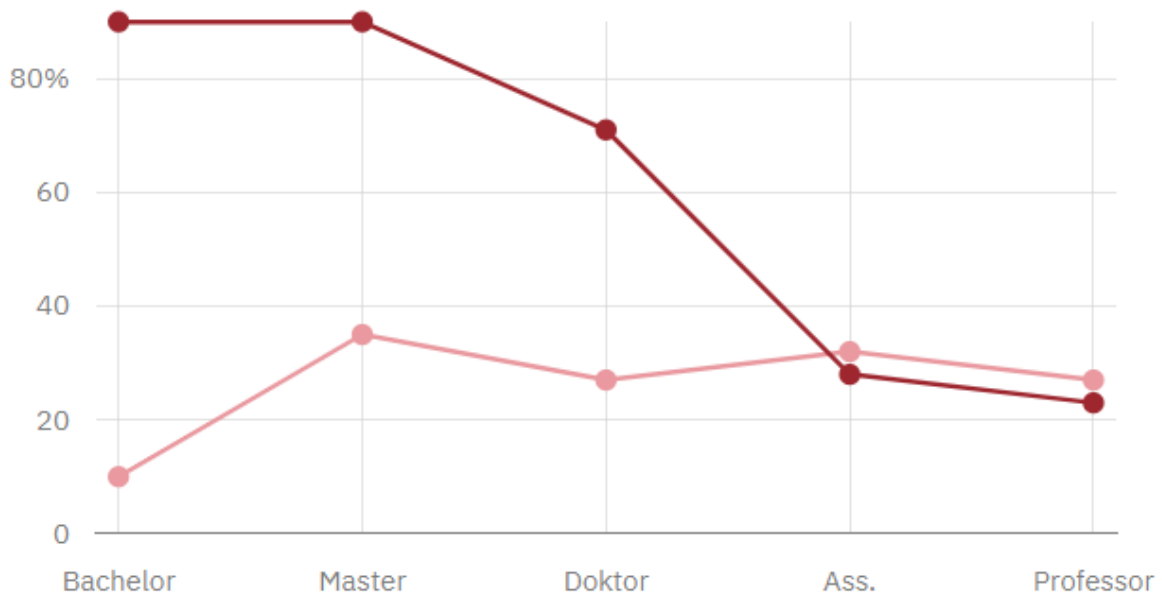
Wenn bei Beginn des Studiums 70 Prozent oder mehr Studierende dem gleichen Geschlecht angehören, sprechen die Autorinnen von einem «männerdominierten» oder einem «frauendominierten Fach». Diese Studiengänge sind nicht etwa die Ausnahme, sondern die Regel: Sie umfassen die Mehrheit aller Studierenden. Nur ein Drittel belegt geschlechtlich ausgeglichene Fächer wie Jus, Biologie oder Geschichte.

Die männer- und frauendominierten Studiengänge weisen interessanterweise eine sehr unterschiedliche «Leaky pipeline» aus: In frauendominierten ist das Phänomen stark ausgeprägt, der Frauenanteil nimmt mit jedem Karriereschritt deutlich ab. Nicht so bei den männerdominierten: Dort bleibt der Frauenanteil ziemlich stabil, in höheren Positionen entspricht er etwa jenem der Studierenden.

In Männerfächern haben Frauen mehr Erfolg

Frauenanteil nach Hierarchiestufe

- in einem typischen Frauenfach
- in einem typischen Männerfach



Berechnung von Osterloh/Rost aufgrund von Daten der Universität Zürich.

Grafik: rb; Quelle: Osterloh/Rost; [Daten herunterladen](#)

Ein typisches Beispiel für ein frauendominiertes Fach ist Tiermedizin. Der Frauenanteil auf Bachelor-Stufe beträgt in Zürich 82 Prozent, bei den ordentlichen Professuren dann nur noch 27 Prozent. Im Gegensatz dazu sinkt bei den Elektroingenieuren der Frauenanteil nur unwesentlich von 12 auf 11 Prozent.

Woran liegt das? Sind Frauen in männerdominierten Fächern ambitionierter? Haben es Frauen ausgerechnet in frauendominierten Bereichen schwerer? Diese Fragen stehen im Zentrum der Untersuchung.

Bei wem das traditionelle Rollenbild durchschlägt

Um herauszufinden, ob Frauen aus eigenem Antrieb auf eine Karriere verzichten oder ob eine Form von Diskriminierung vorliegt, wurden die Studierenden zu ihren beruflichen Ambitionen befragt, zu ihren Präferenzen beim Familienbild und ihrer bevorzugten Partnerwahl.

Aus den Antworten ergibt sich eine klare Tendenz: Frauen in Frauenfächern sind eher dem traditionellen Familienbild zugeneigt, bei dem der Mann der Hauptnährer ist. Sie haben wenig Karriereambitionen, wünschen sich einen etwas älteren, erfolgreichen

Partner und wollen nach der Geburt Teilzeit arbeiten. Nur 19 Prozent von ihnen geben an, nach der Geburt eines Kindes weiterhin Vollzeit arbeiten zu wollen.

Die Frauen in Männerfächern hingegen haben viel grössere Karriereambitionen. 39 Prozent wollen auch mit Kind Vollzeit arbeiten. Ihr Familienbild ist viel egalitärer ausgerichtet, der Mann wird deutlich weniger oft als Haupternährer gesehen.

Interessant ist auch der Vergleich zwischen den zwei grössten Gruppen: den Frauen in Frauenfächern (50,3 Prozent der Studentinnen) und den Männern in Männerfächern (60,9 Prozent der Studenten). Beide sind bezüglich Geschlechterrollen tendenziell konservativ eingestellt, die Männer noch etwas mehr als die Frauen.

Margit Osterloh erklärt: «Diese zwei Typen – Frauen in Frauenfächern und Männer in Männerfächern – passen mit ihrem Familienbild perfekt zusammen, wie Topf und Deckel.»

«Frauen wird eingeredet, sie würden diskriminiert»

Einige Resultate werfen durchaus Fragen auf. Aus den Antworten der Studentinnen geht beispielsweise nirgends hervor, dass sie an der Uni aufgrund ihres Geschlechts je einen Nachteil erfahren haben. Trotzdem antworten viele der Frauen in frauendominierten Fächern auf die letzte Frage, ob sie sich als Frau benachteiligt fühlen, häufig mit «Ja». Wie kommt das? «Ich kann mir das nur damit erklären, dass den Frauen ständig eingeredet wird, sie würden diskriminiert», sagt Margit Osterloh. Sie hätten dies verinnerlicht, auch wenn sie das selber nie so erlebt hätten.

Auch eine weitere Antwort sticht ins Auge. Zwar bevorzugen viele Frauen in frauendominierten Fächern das traditionelle Familienmodell mit dem Mann als Haupternährer – gleichzeitig aber lehnen sie die traditionelle Arbeitsteilung im Haushalt ab, erwarten also eine gleichwertige Mitarbeit des Partners. «Das ist wohl vor allem Wunschdenken», sagt Osterloh, «vielleicht merken sie dann, wenn Kinder da sind, dass das nicht ganz aufgeht.»

Auffallend ist auch, dass nur 7,6 Prozent der Männer ein frauendominiertes Fach wählen, umgekehrt ist der Anteil mit 14,9 Prozent doppelt so hoch. Frauen sind also bedeutend offener. In der Studie wird dies folgendermassen erklärt: «Männer neigen dazu, frauendominierte Bereiche zu verlassen, um dem stark ausgeprägten und verinnerlichten männlichen Stereotyp zu entsprechen.»

Was bedeutet das?

Für die Autorinnen lassen die Resultate nur einen Schluss zu: Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern hätten mit «verschiedenen Präferenzen, Karriereambitionen, Fähigkeiten und Lebensentscheidungen» zu tun, eine Diskriminierung lasse sich nicht feststellen.

Diese Erkenntnis, so heisst es im Bericht, erkläre den begrenzten Erfolg der derzeitigen Gleichstellungsmassnahmen. «Der Ruf nach Frauenquoten oder verbilligter Kinderbetreuung beruht auf der Annahme, dass die Unterrepräsentation von Frauen in höheren Positionen verschwinden würde, wenn sie in Bezug auf Karrierechancen und

familiäre Pflichten bevorzugt behandelt werden.» Aber: «Nach unseren Erkenntnissen ist diese Annahme nicht fundiert.»

In männerdominierten Studienfächern seien Quoten oder andere Vorzugsbehandlungen für Frauen ohnehin nicht notwendig, da die «Leaky Pipeline» dort nur in sehr geringem Masse vorhanden ist. In frauendominierten Fächern ebenfalls nicht, weil da überdurchschnittlich viele Studentinnen gar keine Karriere anstrebten und freiwillig «rauströpfeln». Zudem zeigten sämtliche Studien der Glücksforschung: Frauen – insbesondere auch jene in traditionellen Familienmodellen – sind mindestens genauso glücklich wie Männer. «Quoten und andere Vorzugsbehandlung von Frauen führen also nicht zu mehr Lebenszufriedenheit, dafür zu einer Diskriminierung von ambitionierten Männern», schreiben die Autorinnen.

Margit Osterloh ist überzeugt, dass diese Erkenntnis nicht nur für das Uni-Umfeld Gültigkeit hat, sondern weit darüber hinaus. «In anderen Feldern dürften die Gründe genau dieselben sein, weshalb Frauen weniger oft in Führungspositionen anzutreffen sind.»

Ist also alles in Ordnung?

Auch wenn keine Frauendiskriminierung vorliegt, sehen die Studienautorinnen durchaus Handlungsbedarf. Für Doktorandinnen mit Kindern wäre es zum Beispiel eine grosse Hilfe, wenn für sie die strikten Abgabefristen gelockert würden.

Zudem stellen die Forscherinnen ein neues Berufungsverfahren für Professorinnen und Professoren zur Diskussion: Unter den qualifizierten Bewerbungen soll das Los entscheiden. «Man weiss, dass sich viele Frauen nicht gerne dem Wettbewerb mit Männern aussetzen. Mit einem qualifizierten Losverfahren bewerben sich deutlich mehr Frauen und andere Minderheiten», sagt Osterloh. Aber auch für die Männer wäre dies ihrer Meinung nach von Vorteil. «Viele junge Männer fühlen sich heute benachteiligt – zu Recht, denn bei gleicher Qualifikation wird oft die Frau bevorzugt.» Das Losverfahren wäre also für alle gerechter – sofern nur die wirklich Qualifizierten teilnehmen dürfen.

Für Osterloh sollte man aber vor allem auch bei der Aufklärung ansetzen: «Junge Frauen sollten wissen, was es für sie bedeuten kann, wenn sie sich finanziell abhängig vom Partner machen.» Denn bei einer Trennung und bei der Altersvorsorge könnten die finanziellen Konsequenzen sonst schmerzhaft sein.